

## PREDIGT ZU 2. KORINTHER 4, 6-10

- Eipringhausen, 17. Januar 2016 (Letzter Sonntag nach Epiphania) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

wenn wir nun den Predigttext des heutigen Sonntags hören, dann empfehle ich, dass wir auch die andere Lesung dieses Gottesdienstes nicht aus dem Ohr verlieren: Die Verklärung Jesu in Gegenwart seiner Jünger. Sie ergänzt unseren Predigttext, gibt ihm Farbe und lässt ihn erst richtig klingen. Hört die Worte des Apostels Paulus aus dem 2. Korintherbrief, aus dem vierten Kapitel die Verse 5-10 (*Vers 5 gehört dazu!*):

„Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, dass er der Herr ist, wir aber eure Knechte um Jesu willen. Denn Gott, der sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, dass durch uns entstände die Erleuchtung zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi. Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, damit die überschwengliche Kraft von Gott sei und nicht von uns. Wir sind von allen Seiten bedrängt, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. Wir tragen allezeit das Sterben Jesu an unserm Leibe, damit auch das Leben Jesu an unserm Leibe offenbar werde.“ (2Kor 4, 5-10)

„Herrlichkeit“ und „Schönheit“ sind die Stichworte, die Grundtöne, die die Texte und Lieder des heutigen Gottesdienstes durchziehen und tragen. Es geht um die Herrlichkeit Gottes, um die Herrlichkeit Jesu Christi an diesem Morgen. Damit wollen wir anfangen, denn das ist in der Tat das Erste, worauf wir uns zu besinnen haben: Gott ist der Herr der Herrlichkeit, er ist der Schöpfer der Welt, der Heilige und Allmächtige. Er ist, um es kurz zu sagen: *Gott!* Und ich frage einmal ganz direkt, jenseits von schönen, stimmungsvollen Liedern, die Gottes Macht und

Herrlichkeit preisen: Wann hat uns eigentlich das letzte Mal ein echtes Schauern erfasst, als wir die Worte des Glaubensbekenntnisses gesprochen haben: „Ich glaube an Gott, den Allmächtigen, Schöpfer des Himmels und der Erde“? Wann ist uns eigentlich zuletzt bewusst geworden, was wir ungeheuerliches tun, wenn wir bekennen: Ich, Mensch, glaube diesen erhabenen, gewaltigen *Gott*? Ahne ich auch nur, was das eigentlich bedeutet: Gott ist *Gott*, eine Wirklichkeit, größer und umfassender als alle menschliche Wirklichkeit, über und jenseits und weit entfernt von aller menschlichen Vorstellungskraft? Wer bin ich Mensch, dass ich von diesem Gott überhaupt reden könnte, dass ich auch nur leise hoffen dürfte, diesem Gott andeutungsweise gerecht zu werden?



Es ist gut, wenn wir uns von Zeit zu Zeit daran erinnern, dass wir es tatsächlich mit Gott zu tun haben, dem Allmächtigen und Heiligen. Es ist gut, dass unsere Bibel, das Alte wie das Neue Testament, uns daran erinnern, dass die Begegnung mit Gott immer eine Sache auf Leben und Tod ist, eine Erfahrung, die Menschen an ihre Grenze bringt. Im Alten Testament ist das an manchen Stellen ganz offensichtlich: „Zieh deine Schuhe aus, der Boden, auf dem du stehst, ist heilig“, hört Mose die Stimme aus dem Dornbusch

(Ex 3). Voll ist das Alte Testament von dem Wissen, dass die Wirklichkeit Gottes die Wirklichkeit des Menschen in höchste Gefahr bringt, dass der Mensch, würde er Gott *tatsächlich* begegnen, nicht lebend aus dieser Begegnung hervorkommen würde. Noch die Zehn Gebote erinnern uns daran, dass mit Gott nicht zu spaßen ist: Kein Bild kann ihm auch nur annähernd gerecht werden; seinen Namen hat der Mensch nur mit Furcht und Zittern in den Mund zu nehmen. Dieser Gott, der Einzigartige und Heilige verlangt Ehrfurcht und Respekt – wissen wir das eigentlich noch? Oder hat sich – ich kann den Einwand ja schon hören! – vor dieses Wissen bei uns nicht längst ein scheinbar neutestamentlicher Filter geschoben, dass Gott für uns Christen *nur noch* der „Abba“ ist, der „Papa“, der liebe Vater, von dem

aus es dann nur ein kleiner Schritt ist zum Kumpel, mit dem ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, weil Jesus das ja angeblich so gesagt hat und mit dem ich umgehe, wie mit meinesgleichen. Oh ja, Gott ist herrlich und mächtig, und zwar noch viel herrlicher und mächtiger, als es alle prächtigen Kathedralen und Dome, all unsere Musik, jede wortgewaltige Predigt zum Ausdruck bringen kann.

Ich beobachte diese Neigung, diese Gefahr zur Verharmlosung manchmal übrigens gerade dort, wo – wie in manchen modernen Lobpreisliedern – Gottes Herrlichkeit so sehr betont wird, dass es schon wieder kitschig und damit sehr menschlich wird, so als wollte ich eher mich selbst erheben, indem ich diese Lieder singe. Manchmal, denke ich, wäre Schweigen vielleicht besser, manchmal wäre es vielleicht angemessener, den Mund geschlossen zu halten, um wieder ein wenig davon zu spüren, dass es dem Menschen in der Begegnung mit dem lebendigen Gott zunächst und gewaltig einfach die Sprache verschlägt. Wann habe ich solch einen „heiligen Schauer“ zuletzt gespürt, ernsthaft gespürt?

Vielleicht ist nämlich von Zeit zu Zeit solch ein ‚heiliger Schauer‘ nötig, damit wir dann auch das Zweite recht hören können, das uns die Worte heute morgen verkünden: Dass dieser Gott nämlich wirklich und wahrhaftig mit uns Menschen zu tun haben will. Dass er, der Unbegreifliche und Allmächtige den Kontakt mit uns sucht. Dass er sich auf den Weg zu uns macht, er, der das doch von sich aus ganz bestimmt nicht nötig gehabt hätte. Kommen wir von diesem Schauer her, wird uns womöglich überhaupt erst bewusst, was das heißt: Gott will uns begegnen. Er lässt uns Menschen seine Herrlichkeit erfahren. Aber er tut das in einer Weise, die so ganz anders ist, als menschliche Herrlichkeit und Machtentfaltung sich üblicherweise zeigen. Das also ist das Zweite, heute morgen: Gott selbst sorgt dafür, dass wir an seiner Herrlichkeit und Majestät nicht zugrunde gehen; schützend legt er seine Hand über Mose, als er an ihm vorbeizieht; fürsorglich umgibt er Elia, als er ihm im leisen Säuseln begegnet, behutsam lässt er seinen Engel die Zunge des Propheten reinigen, auf dass Jesaja das Wort des Herrn reden kann. Ja, selbst im brennenden Dornbusch bewahrt Gott Moses davor, ihm zu nahe zu treten und damit zu vergehen. Gott verbirgt sich, hält seine Herrlichkeit zurück, damit wir Menschen

nicht vergehen, nicht verderben vor seinem Angesicht.

Das gilt nun allerdings in besonderer Weise, wenn wir ins Neue Testament schauen. Seinen Sohn schickt er in die Welt, lässt ihn Mensch werden, einer von uns – wir sagen das so leicht, „alle Jahre wieder“. Aber ist uns eigentlich klar, was dort geschieht? Dass Gott in einem Kind im Futtertrog zu finden ist, in dem Mann, der über die staubigen Straßen Galiläas zog, der mit Zöllnern und Sündern zu Tisch saß und sein Leben für andere hingab – das ist eine Herrlichkeit ganz anderer Art, eine Größe, die größer ist als alles, was uns Menschen normalerweise imponiert und beeindruckt. Wann war ich eigentlich das letzte Mal *davon* beeindruckt, wirklich beeindruckt, dass Gott sein Leben mit uns geteilt hat, sein Leben an unser Leben bindet, für Zeit und Ewigkeit?

Auf diesem Hintergrund, von diesem Staunen ergriffen, können wir das Evangelium dieses Sonntags erst richtig begreifen: dass Jesus seine Jünger für einen Augenblick seine Herrlichkeit sehen lässt, das ist, interessanterweise, nicht etwa die Wende im Evangelium. Es ist eben nicht der Moment, in dem er die Kleider seiner Wirklichkeit ablegt und nun mit Gewalt zur Tat und Vollendung schreitet. Es ist vielmehr ein kleiner Einblick, der den Jüngern gewährt wird, ein Aufleuchten im Moment, nach dem es wieder hinab geht in den Alltag, in den Staub der Landstraße, in die Ebene der Menschlichkeit. Nur Petrus – natürlich Petrus, wer sonst! – wollte wieder mehr: „Lass uns Hütten bauen, hier ist gut bleiben“, wollte er es sich und seinem Herrn gemütlich machen. Aber das ist eben nicht Gottes Art, das ist nicht Jesu Weise, sich in seiner Herrlichkeit auszuruhen und darin niederzulassen. Statt dessen geht es wieder zurück und weiter, schnurstracks auf das Kreuz zu und ins Leiden hinein.

Dass der Herr der Welt, der Allmächtige, Menschenantlitz trägt, dass er unter Sündern und Verbechern am Kreuz zu finden ist, dann will in unsern Kopf einfach nicht hinein, damit wollen wir uns nicht zufrieden geben, so wie Petrus, der auch immer ein bisschen mehr und damit zuviel wollte. Es ist aber so: Der Herr der Herrlichkeit verbirgt seine Herrlichkeit geradezu im Gegenteil, in der Niedrigkeit, wie Martin Luther immer wieder betonte. Kein Wunder, dass uns das schwer zu denken gibt, dass uns das schwer fällt und schwer bleibt.

Dass Gottes Herrlichkeit in der Niedrigkeit zu finden ist, das war schon den Griechen und Römern eine Torheit, eine Eselei. Von solch einem Gott wollten sie nichts wissen, wie lächerlich. Das oben abgebildete Graffiti aus den Katakomben Roms (2./3. Jahrhundert; die griechischen Buchstaben bedeuten: „Alexamenos betet [seinen] Gott an“) zeigt einen Gekreuzigten mit Eselkopf: Solch einen Gott – spotteten die aufgeklärten Römer – verehren die Christen! Von solch einem Gott wollten die römischen Bürger nichts wissen, wie lächerlich.

Ich fürchte, daran hat sich bis heute nicht viel geändert. Deswegen würden wir oft viel lieber mit großen Machterweisen und Demonstrationen der göttlichen Herrlichkeit auftreten und alle Zweifel und allen Kleinmut ein für alle mal zum Schweigen bringen. Die Texte des heutigen Sonntags aber zeigen in die andere Richtung: Nicht in Richtung auf Macht und Herrlichkeit, auf Gewalt und Fanfarenstöße. Sie erinnern uns daran, dass Gottes Herrlichkeit sich unter seiner Niedrigkeit verbirgt. Dass seine Gottheit für uns gar nicht anders zu begreifen als in dem Gott-für-uns, in dem Gekreuzigten.

Dabei bestreite ich gar nicht, dass es uns in manchen Momenten gegönnt ist, eine Ahnung von der Herrlichkeit Gottes zu erfahren. Das sind Stunden oder auch Tage, Situationen, Gottesdienste, in denen uns der Lobpreis wie von selbst aus dem Herzen strömt, in denen uns die Wunder Gottes und seine Größe den Mund öffnen zu übermenschlichem Jubel. Es ist mit diesen Erlebnissen aber wie mit der Verklärung Jesu auf dem Berg: Es sind Stunden besonderer Gnade, deren Sinn es nicht ist, sich darin häuslich niederzulassen. Paulus drückt diese Erfahrung von Herrlichkeit in Niedrigkeit so aus: Gott hat den Schein der Herrlichkeit Christi in unsere Herzen gegeben – und doch haben wir diesen Schatz nur in irdenen Gefäßen, in Alltagsgefäßen aus Ton, für den Gebrauch bestimmt und nicht zur Zierde königlicher Tafelrunden. „*Wir haben diesen Schatz in irdenen Gefäßen*“, und Paulus wusste, wovon er sprach, wenn er anschließend die zahlreichen Qualen und Gefahren und Widrigkeiten aufzählt, unter denen er und die frühen Christen zu leiden hatten. „*Wir tragen das Sterben Christi an unserem Leib*“, konnte, ja musste der Apostel verkünden, und ich glaube, dass diese Wahrheit noch keiner Generation angenehm zu hören war. Es ist aber die Wahrheit, die manchmal unbequeme Wahr-

heit der Herrlichkeit Gottes, die sich in der Niedrigkeit verbirgt. Dass unsere Welt die strahlenden Helden und Königskinder lieber hat, nun, das wissen wir zur Genüge; ein Blick in das wöchentliche Angebot der Illustrierten beim Frisör reicht. Die tiefe Wahrheit aber, die geradezu erschreckende Einsicht, dass Gott am Kreuz zu finden ist, die war noch nie ein Kassenschlager. Sie wird nur von dem ergriffen, der (oder die) erfährt, dass ich mein Leben nicht aus eigener Kraft strahlen lassen kann, dass es gar nicht in meiner Hand liegt, mein Leben gelingen zu lassen, dass mein Leben gut wird, wirklich gut wird. Das erfährt nur der (oder die), der sein Leben dem ausliefert, der sich selbst auslieferte, der die Niedrigkeit auf sich nahm, um uns an seiner Herrlichkeit teilhaben zu lassen, eine Herrlichkeit, die sich nicht an äußerem Glanz messen lässt, sondern an der Gewissheit des Herzens, von der Paulus spricht und schreibt.

Ohne dieses Wechselspiel von Herrlichkeit und Niedrigkeit, ohne diesen „fröhlichen Wechsel“ von Herr und Knecht, von dem Luther so oft sprach, ist christlicher Glaube, ist Gewissheit, ist Frieden nicht zu haben. Das zumindest ist die tiefe Wahrheit des christlichen Bekenntnisses. Ja, wir *haben* einen großen Schatz und die Herrlichkeit Christi *strahlt* in unseren Herzen. Aber wir haben diesen Schatz in irdenen Gefäßen. Daran hat sich seit den Zeiten des Apostels nichts geändert, und es hat sich auch daran nichts geändert, dass diese Wahrheit eine unbequeme Wahrheit ist, die sich niemand gerne sagen lässt. Es ist dies aber eine Wahrheit, mit der sich leben lässt, mit der sich auch leben lässt, wenn das Leben wenig strahlend und königlich, wenig herrlich aussieht. Es ist eine Wahrheit, mit der sich zuletzt auch sterben lässt, weil sie von der Gewissheit getragen ist, dass nicht wir es sind, die unserem Leben Glanz und Würde verleihen, sondern Gott, dem es gefällt, seine unermessliche Herrlichkeit in Niedrigkeit zu verbergen, in der Niedrigkeit des Menschen Jesus, des Herrn, der um unsretwillen Knecht und Diener geworden ist. Darunter ist Gottes Herrlichkeit nicht zu haben – mehr und darüber hinaus aber braucht es nichts zum Leben. Gott sei Dank.

„*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.*“